



Illustrierte Zeitschrift für unsere Jugend.

XV. Jahrg. Prag, den 6. November 1914. (17. Marcheschwan 5675). Nr. 17.

Inhalt:

Das große Weken. Israel Auerbach.
Aus eisernen Tagen.
Mein Student. S. Heller.
Die Entdeckung Amerikas und die Juden.
Dr. Nathan Grün.

Die Hagada als Legitimationskarte. Rudolf
Zeidel, Pfungstadt. (Schluß.)
Die beiden Hunde. Toni Kaligar.
Uebersetzungs-Aufgabe.
Rätsel.

**Erscheint jeden zweiten
Freitag.**

**Redaktion und Administration:
Prag II., Stefansgasse 629.**

Bezugspreise: Für Oesterreich-Ungarn K 5.60 ganzjährig, K 2.80 halbjährig.
Für Deutschland Mk. 5.—, ganzjährig, Mk. 2.50 halbjährig.

Einzelne Nummer 24 h.

Manuskripte werden nicht zurückgestellt.

Abdruck nur unter Quellen- und Autorenangabe gestattet.

R. I. Postsparkassa-Konto 52.742.

B.-G. Postsparkassa in Sarajevo No.-Nr. 7.768.

R. Postsparkassaamt Berlin, No.-Nr. 15.065.

Die buchhändlerische Vertretung und Auslieferung für Wien hat die Buchhandlung M. Löwit, Wien I.,
Rotenturmstraße 22, übernommen.

Herausgeber und für die Redaktion verantwortlich: Philipp Lebenhart.

Calendarium.

Samstag, den 7. November 877

Inhalt des Wochenabschnittes:

Erscheinung der drei Gottesmänner im wandels wegen dem Verderben geweiht
Haine Mamre; sie werden von Abraham sind, doch vergeblich. Die Flucht Lots,
bewirtet und verkünden ihm die Geburt seine Frau wird zur Salzsäule. Die
eines Sohnes. Abraham bittet bei Gott Geburt Isaaks. Hagar wird verstoßen.
um Gnade für die Bewohner von Sodom Abraham schließt mit Abimelech einen
und Gomora, die ihres bösen Lebens- Bund. Die Opferung Isaaks.

Samstag, den 14. November ת"י שרר

Inhalt des Wochenabschnittes:

Abraham kauft die Höhle Machpelah trifft Rebekka am Brunnen und wählt
und begräbt daselbst seine Frau Sarah. sie zur Gemahlin für seinen jungen
Er sendet seinen ersten Diener aus, um Herren aus. Begegnung Rebekkas mit
eine Frau für Isak zu suchen. Dieser Isak. Ismaels Nachkommen.

Richtige Rätselaufösungen sandten ein:

(Die Namen der Rätselauföser, die gleichzeitig Übersetzer sind, tragen ein Sternchen.)

Agram: Ludwig Weiner. — Biele: Rosa Hoffman. — Dresden: Fritz Berger.* Essen:
Hanna Kleiner. — Fiume: Gusil Donath.* — Hamburg: Bertha Hartmann. — Jgla: Alice
Großmann. — Krafau: Eleonore Goldschmied.* — Ober-Gereke: Gustav Klauber.* — Prag:
Rosa Baum. Toni Druder. Hebe Engel. Arthur Guth. Theodor Kohn. Otto Lauffig. — Rostock:
Hermine Nothberg. — Turn: Hugo Hermann.* — Wien: Robert Angel. Franz Busch.* Erwin
Fried.* Maurus Gold aus Lemberg. Gertrud Hahn. Felix Löbel. Fritz Zeiner.*

Zur gefälligen Beachtung!

Für unsere neuen Abonnenten in dem tschechischen Sprachgebiete bringen wir als Bezugsprämie das Werk „Děje židů v Čechách“ (die Geschichte der Juden in Böhmen) von Rabbiner A. Stein gratis zur Verteilung. Jene, welche uns die Bezugsgebühr von K 5.60 für das laufende Jahr einsenden, erhalten das Buch umgehend und franko zugesendet.

Als Barmizwah-Geschenke

eignen sich in vorzüglicher Weise die ganzen Jahrgänge von „Jung-Juda“, welche zu diesem Zwecke in Prachteinband gebunden sind und zum Preise von K 6.— franko Bestimmungsort abgegeben werden.

Ansichtsexemplare sind in Wien in der Buchhandlung R. Löwit (Inhaber Dr. Mayer Präger), Rotenturmstr. 22, erhältlich, wo auch Abonnements entgegengenommen werden.



Nr. 17.

Prag, den 6. November 1914.

XV. Jahrg.

Das große Becken.

Ezechiel Kap. 37.

Von Israel Muerbach.

Ram über mich die Hand des Herrn. Es trug
Der Geist des Herrn mich fort wie Adlerflug.

In einem düstern Tale fiel ich nieder,
Darüber bleiern Todesschweigen hing,
Da Moderduft den Odem mir umfing,
Und wo ich schauernd stand und schauernd ging,
Da rassel't's um mich her wie Totenglieder.
Aus bleichen Nebeln glitt ein Dämmerchein
Und zittert über fahles Leichenbein.

„Wird je, o Menschensohn, dies wieder leben?“
Des Herren Stimme klang. Und ich mit Beben:
„O ewiger und Herr, du weißt's allein!“

Trauf er: „Mit eiguem Munde sollst du's künden!
O Menschensohn, tritt vor dies Gräberheer,
Du, ihr Prophet, weissage den Gebeinen!
Sprich: Lauscht, Gebeine! Also spricht der Herr:
Ein Geist wird in euch fahren und euch einen,
Wird Bein zu Bein und Glied an Glieder binden,
Wird Adern führen, Fleisch um Adern winden
Und roß'ge Menschenhaut darüber ziehn,
Und neues Leben wird in euch erglühn
Und lebenswarmes Blut den Leib durchkreisen,
Ihr werdet aufstehn und wie Kinder blühn,
Ihr werdet aufstehn und den Ewigen preisen.“

So rief's in mir. Und bebend tat mein Mund
All dem Gebein des Herren Stimme kund.

Und wie ich sprach, erglomm's wie ein ferner Tag,
 Die Winde hoben rauschend ihr Gefieder,
 Und ostwärts kam's daher wie Flügelschlag,
 Mit kühlem Wehen strich es auf und nieder,
 Vom Grunde strich ein Duften frisch und milde,
 Und Rosenschein ergoß sich im Gefilde.
 Da war ein Zittern rings und war ein Regen,
 Wie wenn im Morgenwind die Felder beben:
 Ein Rascheln, Hasten, Wirren, Sichbewegen,
 Ein Trennen und ein Zueinanderstreben.
 Und Bein zu Bein, ein ruhlos Schlangenwandern,
 Ein eifrig Gleiten, Schweben, eins zum andern.

Wie leises Regenplätschern fing es an,
 Wie Bienenfurren dann und Taubenschwirren,
 Wie Palmenwipfel brausen, schwoll's heran,
 Und tobt' wie Männerkampf und Waffentirren.
 Und Glied um Glied stand auf und wuchs empor,
 Und Haupt an Haupt startt' im Gespensterchor.

Und wieder still. Und wieder säuselt's lind,
 Und wieder rauscht ein Flügelschlag im Wind.

Da schüttelt Schauern, wie im Lenz die Tannen,
 All das Gerippe, daß es dumpf erklang,
 Und all die Türe knospend überspannen
 Geäder und Generv und Sehnenstrang,
 Und schwellend Fleisch sah ich darum sich breiten,
 Und roß'ge Haut die Leiber überspreiten.

Die Brüste hob ein langer Atemzug,
 Vom Herzen auf die Lebensröte schlug,
 In Arm und Lenden dehnt sich's straff und stark,
 Im Nacken bäumte sich das Lebensmark.

Da war ein Volk von Helden, nicht von Leichen,
 Da war aus Grabesstille Jubellaut,
 Da war ein Grüßestammeln, Händereichen,
 Zus-Auge-Schaum, Umarmen, Rosen traut,
 Heiß Liebeslüstern, lachend Tränenweinen,
 Und alles, alles — Preis dem ewig Einen.

„Kennst du dies Volk?“ so sprach der Herr zu mir —
 „Aus Gräbern zieh' ich's an das Licht herfür!
 So tief schläft nimmer dieses Volks Gebein,
 Ich weck' es auf und hauch ihm Leben ein;
 So weit ist's nimmer in den Wind verstreut,
 Ich rufe sie, ich sammle sie zur Zeit!
 So finster ist kein Winkel dieser Welt,
 Daß er vergessen sie im Kerker hält;
 Von Nord und Süd, vom fernsten Erdenrand
 Für' ich sie heim in ihrer Väter Land,
 Auf Adlerflügeln trag' ich sie daher,
 Mein Volk, mein Israel!“

So sprach der Herr.

Aus eisernen Tagen.

Wir leben in einer gewaltigen Zeit. Die ins Riesenhafte wachsenden Ereignisse sind in Tage, Stunden, Minuten zusammengedrängt. Wir erlebten in wenigen Monaten so unendlich viel, daß ein ganzes Menschenalter an diesen Erinnerungen zehren könnte. Unser ganzes Denken nimmt das heiße Ringen der Völker gefangen und unser ungeteiltes

Interesse wendet sich jenen zu, die entweder heldenhaft mit eingreifen durften in die Kämpfe für das Vaterland, oder die Zeugen der gewaltigen Geschehnisse waren, von denen die Geschichte einst den Kommenden berichten wird.

Und von diesen Bevorzugten will ich Euch heute Einiges erzählen, liebe Kinder:

Das kleine Mädchen aus Rozwadów.

Es liegt im Lazarett der jüdischen Frauen in Prag, ein zartes, kaum siebenjähriges Geschöpfchen. Und hat doch schon Furchtbares erlebt und hat doch schon die Schrecken des Krieges an dem eigenen kleinen Körper erduldet. Im Hause des Großvaters wars. Ein Freitagabend, dessen Andacht das ferne Donnern der Schlacht begleitete. Plötzlich standen zwei österreichische Offiziere in der Stube. Gleich darauf kamen vier Soldaten und später noch mehrere. Großvater stellte hilfsbereit sein Haus den Tapferen zur Verfügung, dann nahm er Mantel und Hut, um für die Bewirtung der unerwarteten Gäste zu sorgen. Großmutter trug indessen zusammen, was Eßbares in Küche und Keller war, um die müden Kämpfer zu laben. Die kleine Enkelin aber saß mit großen neugierigen Augen da und betrachtete die fremden härtigen Gesichter, die sich alle angesichts des winzigen Persönchens zu einem freundlichen Lächeln zwangen. Und es wurde bald zutraulich wie ein kleines Vögelchen, . . . Da . . . ein Prasseln . . . ein Donnern . . . Mörtel, Steine, Eisen, Nacht . . . Ein Schrapnellschuß aus dem feindlichen Lager hatte die Zimmerdecke durchbohrt und allen, die sich in dem Raume befanden, den Tod gebracht. Nur das Kind kam wie durch ein Wunder

mit dem Leben davon, obzwar es zahllose Wunden von Schrapnellsplittern erlitten hatte. Grauensvoll war das Bild das sich dem heimkehrenden Großvater bot. Doch er konnte nur einen kurzen Abschiedsblick seiner treuen, toten Gattin widmen. . . . Immer näher tobte das feindliche Geschützfeuer . . . Da nahm er das schweratmende Kind in seine Arme, riß die kleine Barischaft aus dem Gelschrank an sich und schlich sich weg vom eigenen Haus und Hof, um nicht dem grimmigen Feind in die Hände zu fallen. Nach langer Mühsal erreichte er eine Bahnstation, wo ihn und das Enkelkind ein Spitalzug aufnahm.

Nun liegt die kleine Verwundete in ihrem schneeweißen Bette im Lazarett und wird verwöhnt. Hat Puppen und unzählige andere Spielsachen, spielt auch ab und zu damit, wie andere Kinder. Lacht auch zuweilen wie andere fröhliche Mädchen, denn die Wunden schmerzen nicht mehr so arg und heilen schnell. Aber oft ist sie still und hat große verängstigte Augen. Und vor Männern fürchtet sie sich, bedeckt mit den Händchen das Gesicht und will sie nicht sehen. Daran werden wohl Erinnerungen schuld sein, Erinnerungen an die Flucht in Großvaters schützenden Armen.

Die Heldentat eines jüdischen Fliegeroffiziers.

Im Café Stieber in Przemyśl treffe ich den jungen Helden, der den Flug in das zernierte Przemyśl gewagt hat, den Oberleutnant Mladar Dauszig. Es ist

wunderbar, so viele hier beisammen zu sehen. In jener Ecke sitzt ein Oberleutnant, der einen berühmten Sturmangriff gemacht, rechts beim Fenster ein Haupt-

mann, der vorgestern auf der Magiera verwundet wurde, ihm gegenüber ein Stabsarzt, der im Gefecht verband und es nun mit ein paar Fingern büßen muß. Vor ein paar Tagen sind auch die Piloten angekommen, frische, waghalsige, schlanke Menschen, eine der angenehmen Überraschungen dieses Krieges. Sie haben mitkommen Märchenhaftes geleistet und jeder trägt zumindest das Signum laudis.

Madar Taussig ist ein junger, hochaufgeschossener Ungar mit charakteristischem Feuerblick. Ich spreche mit ihm über seinen Meisterflug und er will anfangs nicht erzählen, meint, er habe nichts weiter als seine Pflicht getan. Schließlich kommt er doch ins Erzählen, scheint in der Hast seines Berichts alle Schönheit und Gefahr dieses einzigen Erlebnisses noch einmal zu durchkosten. Dann kommt irgendwo ein Detail, das ihn allzusehr loben würde, da stockt er, will nicht weiter, da muß ein Kamerad, der am Tisch sitzt, für ihn sprechen.

Es war also so: Am 1. Oktober mußte geflogen werden, ob Sturm, ob Regen oder Schnee. Gleichgültig. Einer mußte nach dem belagerten Przemyśl. Ob über oder unter den Wolken. Egal. In der Geschichte der Aviatik gibt es kein Beispiel für solch einen Flug. Man kannte alle Gefahren, die Windverhältnisse, die gute Artillerie der Russen und nicht zuletzt die Schwierigkeit einer Landung in einer Festung. Das alles wußte man, wußte, daß Einer, der es wagt, sein Leben riskiert. Aber es mußte eben geflogen werden, die Gründe waren unumstößlich wichtig. Man fragte also, wer sich freiwillig melden will. Sofort traten zwei Offiziere vor: Madar Taussig und Bela Feszl. Im Stillen mag jeder gehofft haben, er wäre der Einzige, der es wagt. Nun sahen sich die zwei Freunde fast feindlich an. Keiner wollte freiwillig zurücktreten. Da ließen sie es denn auf das gute Glück ankommen, zogen mit Zündhölzchen um die Wette. Und Madar Taussig unternahm den Flug.

Als er mit einem Generalstabshaupt-

mann als Beobachtungsoffizier den Flugplatz verließ, war das Wetter arg. Regen peitschte gegen den Apparat und die Wolken hingen tief. Der Flieger ging erst 1200 Meter hoch, dann auf 1400, dann mußte er auf 800 Meter hinunter. Bei Dubiecke hatte der Feind den Flieger bemerkt. Im nächsten Augenblicke tanzten die Kugel lustig um den Apparat. Getroffen haben sie erst später. Denn von jetzt ab ging es über die Köpfe der Russen hinweg nach Przemyśl. Ein fortwährendes Donnern von unten herauf. Aber der Motor oben ist stärker. Sein Knattern verschluckt den Lärm der Geschütze. Wie die ersten Füllkugeln der Schrapnells die Tragflächen durchbohren, gibt es jedesmal einen kleinen Knacks. Der Flieger lacht. Der Passagier zeigt mit der Hand in die Richtung, aus der geschossen wird. Der Flieger nickt. Er reißt den Apparat hinaus. Auf 1400 M. Durch den Regen schimmern die Konturen der Stadt. In steilen Sturzspiralen geht es zur Erde: wie toll schießen die Russen. Sie wissen ja ungefähr, woher der Flieger kommt und daß er nicht ohne Grund die gefährliche Fahrt unternimmt. Partout wollen sie ihn haben. Doch jetzt erkennen die Flieger schon den Landungsplatz. Ein kleines Feld, das jetzt noch kleiner ist, weil kreuz und quer Befestigungen gezogen sind, Telephon und Feldbahn. Die Landung glückt. Jubel der Kameraden. Zeitungen werden ausgepackt, Befehle überbracht. Der Generalstabsoffizier hatte sie im Kopfe; falls ihm etwas Menschliches passieren sollte. Auch vier Tapferkeitsmedaillen für Unteroffiziere wurden mitgebracht.

Fünf Tage rastete der Apparat. Er war mit Wasser vollgefüllt, mußte ein wenig trocknen. Am 6. wurde der Rückflug angetreten. Die Offiziere wurden bestürmt, die Post der Kameraden mitzunehmen. An 1500 Karten und Briefe. Im letzten Moment kam noch ein Unteroffizier, der im Frieden Landwirt ist und bat, eine Feldpostkarte mitzunehmen, er gäbe fünfzig Kronen fürs Rote Kreuz,

wenn die Flieger die Karte beförderten. Sie taten es natürlich. Gegen den Heimflug war der erste Weg ein Kinderpiel. Die Russen wußten, daß der Apparat wieder zurück wollte, rechneten zumindest mit der Wahrscheinlichkeit. Paßten Tag und Nacht auf, damit er ihnen nicht entwische. Wie sich der Aeroplan auf 1000 Meter emporgeschraubt hatte, begann der Geschützhagel. Eine halbe Stunde bewegte sich das Flugzeug in engen Spiralen, es sind auch Achter daraus geworden. In 800 Meter Höhe platzten 23 Zentimetergranaten 50 Meter höher. Nun hörte der Apparat auf, sich in geometrischen Figuren zu bewegen, es wurden Kurven dritter Ordnung. So schraubte er sich wieder hinauf. Viele Geschosse, die ihm zugebracht waren, fielen in die Stadt und explodierten. Sie hatten jetzt wieder eine schöne Höhe erreicht und die russischen Geschosse blieben viel tiefer wirkungslos. Plötzlich zeigte die Bußsole nicht mehr. Der Beobachter meinte, nur seine Bußsole habe versagt, aber die des

Fliegers funktionierte auch nicht mehr. Der Apparat kam in wüßtes Schneegestöber, lag schief in der Luft und war nicht horizontal zu bringen. Die Platte aus Marienglas vor dem Sitz des Beobachters war völlig vereist. Wie toll wirkten die Schneeflocken um Maschine und Insassen. In der Schnelligkeit des Fluges sah die Luft aus, als wäre sie von tausend vereisten Telegraphendrähten durchzogen. Jetzt platzte noch das Druckrohr, das der Oberleutnant in Przemyśl gelötet hatte und so mußte er noch unterbrochen pumpen. Inzwischen feuerte die Artillerie von unten wieder auf den Apparat, der nun auf 600 Meter mußte. Das war gerade vor Jaslo. Eine Kugel ging parallel mit dem Bein des Oberleutnants nach oben. Nach dreieinhalbstündigem Flug kam der Doppeldecker glücklich wieder zurück. Höhenmesser, Tragflächen, Rumpf waren mit ehrenvollen Wunden bedeckt. Oberleutnant Taussig verklebte sie und ließ die Schußlöcher rot anzeichnen. Zum Gedächtnis dieses Fluges.

Aus dem Feldbriefe eines ungarischen Landsturm-Feldwebels.

... Es ist unerhört, wie das russische Heer mit seinen polnischen und jüdischen Soldaten umgeht. So wurden z. B. beim Angriff auf die Festung Przemyśl zur Erstürmung der Festungsschanzen nur polnische und jüdische Soldaten verwendet. Als diese von unseren Truppen zurückgeschlagen wurden, sind sie von hinten durch eigene Truppen zum erneuerten Angriff gezwungen worden. Alle Gefangene berichten dies. Unter den gefallenen Russen ist auffallend viel jüdische und polnische Mannschaft. Diese werden einfach zur Schlachtbank geführt. Rührende Szenen kann man hier sehen. Einzelne jüdische Soldaten haben vor dem Festungsangriff ihren weißen Kittel, den man am Jomkipur trägt, angezogen. In ihren Taschen fand man Briefe, in denen sie unsere jüdischen Sanitätsoldaten und diejenigen die sie beerdigen, bitten, bei ihrer Aufindung und nach ihrer Beerdigung

einen Kabisch nach ihnen zu sagen. Die russischen Offiziere benehmen sich sehr feige. Bei den Angriffen sind sie immer rückwärts und treiben die kämpfenden Soldaten mit Rantschschlägen in die Feuerlinie. Mosch-Gaschono, Jom-Ripur und Sukoth haben wir — einzelne, denen ihr Dienst es gestattete — wundervoll verlobt. Gottesdienst haben wir in einer kleinen Bauernstube eingerichtet. Eine Sefer-Thora bekamen wir aus einer Privatsynagoge des benachbarten Przemyśl. Einen sehr guten Vorbeter hatten wir in der Person eines sehr religiösen Landsturm-Feldwebels. Der Gottesdienst wurde in einer sehr innigen und andächtigen Weise gehalten. So viele Waffengattungen haben daran teilgenommen. Infanterist, Husar, Artillerist, österr. Landwehr, Ulane, Dragoner, Sanitäter und 2 Offiziere bildeten das andächtige Publikum. Der Umstand, daß am Jom-Kippur

ein sehr starker Festungsangriff stattfand und man den ganzen Tag fürchterlichen Kanonendonner hörte, trug noch zur Erhöhung der andächtigen Stimmung bei.

Eine Kriegsfahrt aus Palästina.

Von Dr. Elias Auerbach aus Haifa, z. Bt. Oberarzt d. R. im Lazarett Zürich.

Als die deutsche Mobilmachungsorder am 3. August in Haifa eintraf, stellten sich 36 deutsche Reservisten und Landwehrlente dem Konsulate, unter ihnen außer mir noch zwei Juden, Dr. Treidel, Chemiker an der landwirtschaftlichen Versuchstation Atlit, und Oberlehrer Tachauer von der hebräischen Realschule in Haifa. Die gewöhnliche Route über das Mittelmeer hätte uns in die sichere Gefangenschaft geführt, und so entschlossen wir uns nach einigem Zögern, die schwierige Reise zu Land durch Syrien und Kleinasien nach Konstantinopel zu machen, ein Weg, der wohl bisher überhaupt nur von einigen reisenden Forschern gewählt worden ist. Niemand konnte uns Auskunft über die Dauer der Fahrt, ja auch nur über den Weg selbst geben.

Am 8. August führte uns die Hedschasbahn nach Damaskus. Vorbei am Tiberias-See, in mühsamen Aufstieg das Jarmuktal hinauf, über die großartige Landschaft des Antilibanon, und oben weiter durch die glühende Basaltebene westlich des Hauran und die trostlose Hochwüste, die sich bis kurz vor Damaskus hinzieht. In der sinkenden Sonne bot uns dann die paradiesische Oase von Damaskus einen bezaubernden Anblick.

Nur wenige Stunden weilten wir hier. Um Mitternacht fuhrn wir weiter nach Aleppo, mit einem Empfehlungsbrief des türkischen Eisenbahn-Kommandanten. Wieder lief der Zug Stunde auf Stunde (recht langsam, denn die türkische Mobilisation hatte begonnen) durch Einöde, die nur bei Homs und Hama durch märchenschöne Gärten unterbrochen wurde, bis wir am nächsten Abend in Aleppo anlangten. Hier wurden wir aufs herzlichste von der deutschen Kolonie, die durch den Bau der Bagdadbahn in Alep-

Es scheint doch, daß der liebe Gott unsere Gebete erhört hat und unsern Truppen zum Sieg verhalf . . .“

po entstanden ist, empfangen, gelabt, beraten und weitergesandt.

Und nun begann der schwierigste Teil der Reise. Bald hinter Aleppo ist die Bagdadbahn vorläufig zu Ende und es galt zunächst, das Amanus-Gebirge (auch Antitauris genannt) zu Fuß zu überqueren, um nach Alexandrette am Mittelmeer zu gelangen. Mit frischem Mut zogen wir los, das Gepäck auf Tragetieren, die Schuhe genagelt, einen kleinen Wasservorrat in Riegenschläuchen, mit Mundvorrat versehen. Wegen der gewaltigen Hitze rasteten wir nach kurzem Marsch den ganzen Nachmittag, um dann eine ganze silberhelle Mondnacht zu durchwandern. Bis zum Morgen hatten wir 52 Kilometer hinter uns gebracht, bis zu einer elenden Kaffestätte („Kau“), el Hammam. Sie führt ihren Namen, das Warmbad, nach einer Schwefelquelle von etwa 32° C. die uns wundervoll erfrischte. Wieder brachen wir abends auf und durchquerten ein gewaltiges Sumpfsgebiet, das heute die einst so fruchtbare Ebene des alten Antiochia füllt. Am dritten Tage, nach kurzer Ruhe in den frühen Morgenstunden, überschritten wir in glühendem Sonnenbrande den Amanus im Paße von Beilan, auf den Spuren Xenophon's, durch die „syrischen Tore.“ Das entzückend gelegene Städtchen Beilan triefte von rieselnden klaren Quellen, und wir tranken uns satt und voll nach den kärglichen Rationen, die uns bisher von Wasser zugemessen waren. Am Abend waren wir in Alexandrette.

Eine Tagrast, ein Meerbad, Orientierung über den Weg und weiter ging's. Wieder ein Stückchen Bahn, 4 Stunden, bis an den Fuß des Taurus, dessen Schneehäupter nicht gerade verheißend grüßten. Kurz nach Mittag begannen

wir den mühsamen Aufstieg von Dorak aus, der letzten Bahnstation, wieder in sengender Hitze und drückendem Wassermangel. Hier lernten wir deutsche Kulturarbeit schätzen. Wir folgten der von der Bagdadbahn zur Materialbeförderung gebauten Straße, die in kühner Linie höher und höher steigt, in eine Landschaft von alpiner Großartigkeit. Gerade als die Dunkelheit sich herabsenkte, erreichten wir Gadiskörö, die erste Bauktion der Bagdadbahn, eine kleine Kolonie von Baracken. Das war eine Labung im Hause des Ingenieurs (das übrigens mit geradezu erstaunlicher Behaglichkeit eingerichtet ist)! Eiskaltes Quellwasser, das bis hier herauf geleitet wird, ein Kalb, das uns zu Ehren geschlachtet wurde, und ein richtiges Bett!

Weiter hinauf! In Rudjular erreichten wir die Pashöhe bei 1200 Meter, immer noch auf der Straße der Bagdadbahn, und nun ging diese hinab in die grandiose Schlucht eines tosenden Bergstromes, dem wir stromauf folgten. Noch eine Nacht in einer Bauktion der Bahn und am nächsten Vormittag trafen wir in Bosanti die erste Station der Anatolischen Bahn, die uns durch Kleinasien nach Konstantinopel führen sollte.

Zwei Tage und zwei Nächte fuhren wir so, eng zusammengepfercht, mit 20 Kilometer Geschwindigkeit in der Stunde, denn immer massenhafter wurden die Truppenmengen, die nach der Hauptstadt hinströmten. Diese Mobilisation der Türkei

vollzog sich, wenn auch natürlich unendlich langsamer als in Deutschland, mit staunenswerter Ordnung und Ruhe. Und es war für uns ein ermutigender Aufblick für das große Drama, dem wir entgegengingen, das alle diese Massen durchaus für Deutschland gestimmt waren. Überall wurden wir aufs freundlichste begrüßt. Endlich nach 12 Tagen, trafen wir in Saidar Pascha, auf dem asiatischen Ufer des Bosporus, ein und setzten nach der Stadt am Goldenen Horn über.

Werden wir weiterkommen? Gibt es noch neutrale Staaten? Es ging, und wir können das Weitere ganz kurz berichten. Wir fanden mühsam Seitenbahnen durch Bulgarien und Rumänien, wir stiegen um, warteten, übernachteten auf Bahnhöfen, stiegen wieder um — endlich erreichten wir die ungarische Grenze und fühlten uns geborgen. Wir wurden mit Begeisterung empfangen, in Großwardein wurden wir der Gegenstand patriotischer Demonstrationen, in Budapest und Wien sahen wir die Wunden, die der Krieg schlägt, große Züge mit Verletzten, und endlich, in der Nacht vom 29. zum 30. August erreichten wir in Passau die deutsche Grenze.

Einen Tag hinter uns waren eine zweite Gruppe aus Jaffa und Jerusalem aufgebrochen, um unserem Weg zu folgen, wieder einen Tag später eine dritte. Alle sind glücklich angelangt, zusammen 150 Mann.

Erzählung eines Feldrabbiners.

Das ungarische Blatt „Egyenlőség“ bringt in seiner jüngsten Nummer einen Bericht aus den Erlebnissen des Feldrabbiners Dr. Samuel Schlesinger, im bürgerlichen Leben Priester in Monor, der mit einer Honveddivision in Serbien war:

„Das Offizierskorps kam mir während der ganzen Zeit mit der größten Vertuschung entgegen. Zumeist war ich auf dem Verbandplatze mit den Verwundeten und Sterbenden beschäftigt, ich tröstete

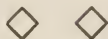
die Soldaten und sprach ihnen Mut zu. Gar oft hatte ich die traurige Pflicht, gefallene jüdische Offiziere zu begraben. Zwei von ihnen führte ich zurück nach Bosnien, damit sie auf dem Gebiete der Monarchie ruhen mögen: dies sind der hauptstädtische Arzt Dr. Alexander Gonda, Arzt des 29. Inf.-Regiments, der auf dem Verbandplatze fiel, und Oberleutnant Földes. Das Offizierskorps behandelte mich mit der größten Kollegialität; abends, nach dem Abendbrote, wenn das

freundschaftliche Gespräch unter freiem Himmel geführt wurde, baten mich die höheren Offiziere immer, ich möchte ihnen doch aus der Geschichte unserer Religion und über die Grundsätze unserer Sittenlehre einen Vortrag halten. Die Gesellschaft hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, in ihren Reihen waren auch Generale, Obersten und Majore. Oberleutnant Graf St. gewann mich so lieb, daß er mir sogar sein Zelt als Wohnstätte anbot.

Die Hauptfesttage feierten wir durch feierliche Gottesdienste. Ich war Priester u. Vorbeter in einer Person. Bei den Selichos sprach ich das Gebet frühmorgens um 3 Uhr, hierbei assistierte mir die christliche Wache, ich sprach das Gebet ungarisch, damit auch sie es verstehen mögen. Als ich die Tefillin aufnahm, kamen sie zu mir und waren mir sehr hilfreich. „Wir haben dies auch schon bei uns zu Hause im Dorfe gesehen“,

sagten die ungarischen Jungen. Am Neujahrstage kamen wir, die eben nicht in der Schwarmlinie waren, in einem kleinen Zimmer auf dem Verbandplatze zusammen. Wir hatten eine Thora, Kerzen ließ ich aus Zwornik holen und wir beteten mit einer solch innig-echten Rührung, wie vielleicht noch nie. Draußen wogte der Kampf, auf einige Kilometer lag die Schwarmlinie, Granaten sausten, es wurde „Sturm!“ geblasen. Beim Gottesdienst waren Offiziere und Mannschaft anwesend, aber auch die Aerzte — zumeist Israeliten — eilten für einige Momente, sobald sie Zeit hatten, vom Verbandplatze her zu uns.

Am Nachmittag des Nischaschonoh ging ich in die Feuerlinie, um auch mit jenen jüdischen Soldaten zu beten, die ihren Platz nicht verlassen konnten. Ich kroch in die Gräben hinauf, wir mußten leise sprechen, einige hundert Meter entfernt lag der Feind ...“



Mein Student.

Von Direktor S. Heller, Wien, „Hohe Warte“.

Der greise Doktor Jakob Seligmann hatte sich in seinem tatenreichen Leben als Wohltäter der studierenden Jugend, als ein stets hilfsbereiter Arzt der Armen, den Namen eines verehrungswürdigen Menschenfreundes, durch allerlei Eigentümlichkeiten und Absonderlichkeiten aber, welche die Jama abenteuerlich umgestaltete, auch den eines Sonderlings erworben. So beging der Doktor keinen Festtag, an welchem er nicht arme Studenten an seine reichbesetzte Tafel zu Gaste lud und am Eingang und Ausgang des Versöhnungstages mußten mindestens zehn Jünger der Wissenschaft ihm und seinen Familienmitgliedern beim Mahle gegenüber sitzen, sollte es dem alten Herrn wohl ums Herz werden. Dabei wurden, so erzählte man sich, sonderbare Gebräuche unter seltsamen Sprüchen geübt, deren Deutung unerfindlich, deren Wirkung jedoch oft so

ergreifend war, daß selbst die jugendlichen Gäste nur andeutungsweise und mit andächtiger Scheu davon sprachen. Und wagte sich die Neugierde mit Fragen an den alten Doktor heran, dann spielte um seine geschlossenen Lippen ein sonniges Lächeln, als gelte es, ein beseeligendes Geheimnis zu bergen. Mir hat der seltsame Mann den Schleier vor diesem Geheimnisse gelüftet und den Einblick in sein Heiligtum gegönnt; die Stunde, da dies geschah, zähle ich zu den herrlichsten Wehestunden meines Lebens. —

Ich war der Einladung des Doktors, der mich seinen Landsmann nannte, die Abendmahlzeit nach dem Versöhnungsfeste mit ihm und den Seinen zu teilen, gefolgt. Als ich in den vornehmen Speisesaal trat, war ich überrascht. Der mir so wohlbekannte Raum war von einer Verklärung erfüllt, welche nicht allein von dem vielarmigen Kronleuchter, sondern

von einer geheimnisvollen Lichtquelle auszufließen schien, von einer Verklärung, welche die kostbaren Geräte auf der Tafel, die Blumengruppen in den Ecken, die Bilder an der Wand malerisch hervortreten ließ und das silberweiße Haupt des Gastgebers und seiner Gemahlin wie mit einem Glorienschein umwob. — Nach beendetem Vormahl und nach der vorgeschriebenen Pause war der Tisch zum zweitenmale gedeckt und geschmückt worden. Da trat die Hausfrau in ein Nebengemach. Bald erschien sie wieder, in den Händen einen einfachen Teller, auf dem ein gewöhnlicher brauner Wecken lag, der gar seltsam von dem auserlesenen Gebäck abstach, das soeben geboten worden war. Feierlich trug die Frau das Brot ihrem Gatten entgegen; in dem weißen Gewande, das ihre hohe Gestalt umfloß, war sie wie eine Priesterin anzusehen, welche eine Opfergabe darbringt. Sie schlang ihren Arm um des Gatten Haupt und in die tiefe Stille hinein, welche das fröhliche Geplauder unterbrach, tönten innig ihre Worte: „Gefegne es Dir Gott! Er schenke Dir und uns ein glückliches Leben!“ Und mit einem Liebesblick, mit einem Lächeln, die ihr Angesicht verjüngten, lispelte sie so leise, daß nur ihr Gemahl und ich, der neben ihm saß, es vernehmen konnten: „Mein Student!“ — In meiner Seele stieg die Ahnung auf, daß ein Schicksal die Szene, die ich eben mitterlebt, einst begründet haben mochte; tiefbewegt sah ich, wie die Kinder und Enkel des Greises ehrfurchtsvoll seine Hände küßten; Tränen fielen aus meinen Augen auf die Tafel nieder, unwillkürlich faßte auch ich des Doktors Hand und drückte sie an meine Lippen. Schweigend ließ es der Greis geschehen; Gebete murmelnd brach er das Brot, nahm hierauf ein Weniges von den dargereichten Speisen und versank in ein tiefes Sinnen. Endlich blickte er mit seinen großen, milden Augen zu mir auf und sprach: „Junger Freund! Sie haben meinen Tisch mit den kostbarsten Perlen geschmückt; ich bin Ihnen ein Gegen-

geschenk schuldig. Wollen Sie dafür die Erklärung des Gebrauches annehmen, den Sie jetzt mitangesehen haben und der, wie ich merkte, nicht ohne Eindruck auf Sie geblieben ist?“

Freudig stimmte ich zu, und der Doktor erzählte: „Sie als mein Landsmann wissen wohl, daß ich aus einer Familie stamme, in welcher der ärztliche Beruf sich fortgelebt hat. Nur meinen Vater, mit dem der Friede sei, zwangen widrige Verhältnisse, Kaufmann zu werden, wozu er weder Neigung noch Begabung hatte. Deshalb war es sein höchster Wunsch, daß ich, sein einziger Sohn, die Familientradition fortsetzen und Arzt werden sollte. Mein guter Vater starb in jungen Jahren und ließ meine Mutter, mich und meine Schwester in dürftigen Umständen zurück; ich aber schlug mich tapfer als Stundengeber durch das Gymnasium und ersparte mir sogar bare fünfzig Gulden „Schein“. Mit diesem „Vermögen“ und mit Empfehlungsschreiben, von denen unser Vorsteher behauptete, daß jeder einen „Hunderter“ wert sei, ausgerüstet, trat ich meine Reise nach Wien an, um daselbst Medizin zu studieren. Von meiner Großmutter Rachel, die den Kindern der Judengasse selbsterdichtete Märchen erzählte, hatte ich den Glauben an Vorbedeutungen ererbt und so war es mir eine Glücksverheißung, als in dem Augenblicke, da ich vor Tagesanbruch den hochbepackten Fuhrmannswagen bestieg, der mich zur weitentfernten Bahnstation bringen sollte, ein heller Stern gerade vor mir niederfiel.“

Aber es schien, als hätte mich dieser Glücksstern arg betrogen. Der erste Empfehlungsbrief, den ich in Wien abgab, brachte mir die Einladung zu einem Mittagessen, bei dem ich meines dürftigen Gewandes und meiner unbeholfenen Manieren halber ein Gegenstand der Verlegenheit war. Der Adressat des zweiten Schreibens drückte mir einen Guldenzettel in die Hand, den ich erschrocken und beschämt zurückgab; die

anderen Briefe wurden mit Zurückweisung oder damit beantwortet, daß man mich solange vor der Thür warten ließ, bis ich gesenkten Hauptes und tieftraurig davonschlich. Mein „Vermögen“ schmolz, nachdem ich die Miete für ein bescheidenes Dachkämmerchen bezahlt und einige Bücher gekauft hatte, rasch dahin; am Vorabend des Versöhnungstages reichte es eben noch für ein Glas Kaffee und zwei Semmeln. Die Frage, was nun aus mir werden sollte, wuchs riesengroß heran und verwandelte sich in ein Gespenst, das mich verfolgte. Im Gotteshause suchte ich Zuflucht und Rettung.

Nur der, welchen inmitten des Wirrsals im Weltgetriebe die Sehnsucht nach dem Frieden ergreift, der in der Vereinigung mit Gott allein zu finden ist, nur der, welcher im Elend schmachtet und sich hilfesuchend an die Verheißungen klammert, die in heiligen Worten den Gläubigen verkündet werden, vermag die Höheit und die Wundertätigkeit zu ermessen, die in den Gebeten Israels wirksam sind. Denn diese himmelanstrebende Sehnsucht und das Elend, das um Erbarmen und Erlösung weint, sie haben diese Gebete geschaffen. Das empfan ich zum erstenmal an jenem Versöhnungsfeste an heiliger Stätte. Ich betete heiß und inbrünstig; es war mir, als wäre jedes Wort für mich geschrieben; ich drückte das Gebetbuch wie einen treuen, tröstenden Freund schluchzend an meine Brust, erlösende Tränen stürzten über meine Wangen nieder und die Aufregung schüttelte meinen Körper. Und wenn die Frage: Was soll aus Dir werden? in meine beseligende Andacht hineinschrie und sie in Stücke riß, so betete ich umso inniger mit aufgehobenen Händen, bis jene furchtbare Stimme schwieg und eine andere süße mir eine neue Vorbedeutung des Glücks verkündete. Und als ich gegen Ende des Gottesdienstes mein Haupt erhob, da sah ich mir gegenüber in der Frauenabteilung das Auge eines jungen Mädchens auf mich gerichtet; das Mädchen machte die

neben ihr sitzende Frau, offenbar ihre Mutter, auf mich aufmerksam; nun schauten beide teilnahmsvoll zu mir herüber. Dies geschah wiederholt und als ich am Schlusse jubelnd und unwillkürlich meine Arme ausbreitend, in den siebenfachen Ruf einstimmte: „*Udonaj hu hoëlohim!*“, da lag ein sonniges Lächeln auf dem Angesicht des Mädchens und die Mutter nickte mir mehrmals freundlich zu. —

Die Tempelbesucher drängten zum Ausgang, ich wurde mit fortgerissen, im Gedränge aber überfiel mich — eine Folge der Kasteiung und der Aufregung — eine derartige Schwäche, daß ich zu Boden sank. Und als ich mich endlich ermannete und durch den Vorhof auf die Straße trat, waren beide — Vorhof und Straße — menschenleer. Ein nagendes, bohrendes Gefühl rüttelte mich und stieg immer höher empor. Es war der Hunger; wie ein wütendes Tier schrie es in mir und verlangte Sättigung. Und nicht ein Kreuzer war mein eigen.

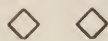
Ich schlich durch die Straßen und suchte umher, als müßte ich etwas Genießbares finden. Ich schaute in die erleuchteten Fenster, als müßte sich eines öffnen und mir von dort eine Einladung zum Essen zugerufen werden. Es trieb mich wieder zum Vorhofe des Gotteshauses zurück; ich fand das Tor geschlossen. Vor meinen Augen tanzten Funken, ein Brausen füllte meine Ohren, in meinen Kopfe hämmerte es gewaltig. Ich wankte weiter, ich wußte nicht wohin. Da stieg der Duft frisch gebackenen Brotes vor mir auf, ich erhob das Auge und sah auf dem Tragbrett vor dem Fenster eines Bäckers Wecken aufgestellt. Mit dem Rufe des Entzückens stürzte ich hin, ergriff eines der Brote und wollte hineinbeißen. Da war mir, als umringte mich eine wütende Menge, aus der wirre Stimmen mir drohend zuriefen: Dieb! Dieb! — Ich stellte den Wecken zurück, taumelte an die Wand, sank an ihr nieder, und zum Himmel, der mir bei meiner Abreise einen Glückstern nie-

derstandte, schrie ich die Worte empor, die mir plötzlich durch die Seele zogen: „Eli, Eli, lomo asawtoni!“ Ich schlug meine Hände vor das Angesicht und mir vergingen die Sinne. —

Als ich aus meiner Betäubung erwachte, knieten die Mutter und die Tochter, die mir im Gotteshause soviel Teilnahme bewiesen hatten, vor mir. Unter mütterlich tröstenden Worten streichelte mich die Frau, das Mädchen weinte still vor sich hin. Eilig kam ein Wagen herangerollt, ein Herr und ein Knabe entstiegen demselben. „Vater! Bruder! Er lebt! Er lebt!“ rief das Mädchen, ihnen entgegeneilend. Sorgsam wurde ich in den Wagen gehoben, in wenigen Minuten hielt er am Hause des reichen Großkaufmannes *Wertheimer*, in dem mir die beste Pflege zuteil wurde und das ich nicht mehr verließ. — Alle Freunden, welche die Jugend, das Leben in einer edlen, vornehmen Familie und das Heranreifen zu einem ersehnten Ziele bieten können, ich habe sie in diesem gottgesegneten Hause in reichster Fülle genossen. — Mir wurde der Unterricht des Sohnes *Alexander* anvertraut, und wer im Umgang meinen Namen erfahren wollte, konnte dies nur durch meinen Schüler, welcher der einzige war, der mich „*Herr Seligmann*“ anrief. Seine

Schwester *Fanny* nannte mich „mein Student“, denn sie war es ja gewesen, die mich in jener bangen Nacht in ihrer Herzensqual suchte und fand, die meinen Seelenkampf mit angesehen, meinen Verzweiflungsruf gehört hatte. Ihre Eltern nannten mich mit wachsender Herzlichkeit „unser Student“ und als ich nach Erlangung der Doktorwürde mit *Fanny* Hand in Hand vor sie trat und stummen Blickes flehte, unser gemeinschaftliches Lebensglück durch ihren Segen zu begründen, da öffneten sie ihre Arme und drückten mich unter dem Freudenruf: „Unser Sohn!“ an die Brust. —

Soll ich Ihnen, mein junger Freund, noch die Bedeutung des Brauches erklären, den Sie heute mit angesehen und den ich wie eine heilige Zeremonie über Jahr für Jahr? Gewiß, einer solchen Erklärung bedarf es nicht mehr! Soll ich Ihnen die Glückseligkeit schildern, die mir aus meinem Liebes- und Lebensbunde erwachsen ist? Ich vermag es nicht! Blicken Sie dieser Frau in die Augen und Sie werden es ahnen!“ schloß der alte Doktor in Ergrißenheit und faßte die Hand seiner Gattin. Diese aber lehnte ihr Haupt an seine Brust, sah zu ihm empor und sagte mit glückbebender Stimme stolz und innig: „Mein Student!“



Die Entdeckung Amerikas und die Juden.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts.

Von Professor Dr. *Nathan Grün*.

(Alle Rechte vorbehalten.)

(Fortsetzung.)

Wie sehr man bestrebt war, dem *Kolumbus* die Priorität der Entdeckung Amerikas streitig zu machen, davon zeigt der in Spanien in dem Jahre 1508 bis 1527 gegen seine Erben geführte Prozeß, um ihnen die dem *Kolumbus* von der Krone verliehenen Rechte und Privilegien zu entziehen. In diesem Prozesse sollte entschieden werden, welche Teile des neuen Kontinents von *Kolumbus* zuerst berührt worden wären.

Da aber, wie *Alexander von Humboldt* im „*Kosmos*“ angibt, schon im Jahre 1507 der Name *Americi terra* als Benennung für den neuen Weltteil aufkam und auch bald weite Verbreitung fand, so trug das noch mehr dazu bei, den Lorbeer der ersten Entdeckung dem *Kolumbus* zu entreißen und das Haupt des Florentiners *Amerigo Vespucci* damit zu schmücken. Für *Genua* kommt nach meinem Dafürhalten noch ein

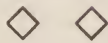
anderer Umstand hinzu. Kolumbus hat, wie es geschichtlich feststeht, seinen Plan zuerst seiner Vaterstadt Genua vorgelegt, er fand jedoch kein Gehör, man ließ ihn mit seinem Projekte in die Fremde ziehen. Als aber dieses Projekt durch Unterstützung des spanischen Königspaares zur Realisierung gelangt war, mußte die stolze Stadt eine Art Beschämung und auch Neid empfunden haben, sie hatte sich durch Zurückweisung ihres Landesangehörigen um Ruhm und den zu erhoffenden Gewinn gebracht, man war daher in Genua leicht geneigt, dem Chorus derjenigen beizustimmen, daß Kolumbus nicht der eigentliche Entdecker der neuen Welt sei. Es war das für die ruhmstüchtige Stadt eine Art Selbstrechtfertigung, daß sie so kurzichtig war, das Anerbieten Kolumbus zurückzuweisen, man redete sich aus Eigenliebe ein, daß Amerigo der Entdecker des neuen Kontinents gewesen sei und deshalb hielt ihn auch der in Genua wohnende Josef Hakohen für den Entdecker. Im Oktober 1892 wurden in der Stadt Genua wie auch anderwärts große Festlichkeiten zum vierhundertjährigen Andenken Kolumbus' abgehalten; kaum aber hatte bei diesen Festlichkeiten jemand eine Ahnung davon gehabt, daß 44 Jahre nach dem Tode des gefeierten Stadtgenossen, im Jahre 1550, in Genua über seine große Tat der Entdeckung der neuen Welt nur unklare Vorstellungen herrschten.

III.

Der Bericht über die Auffindung der neuen Welt, der uns jetzt beschäftigen wird, ist von ganz besonderem Interesse, da sich aus demselben ergibt, daß hundert Jahre nach der Entdeckung Amerikas in Prag noch schwankende Ansichten über die Entdecker geherrscht haben. Der geschichtskundige David Gans, über dessen Leben und Wirken bereits oben abgehandelt wird, gibt in seinem Werke zwei Berichte über die Entdeckung Amerikas. Der erste Bericht lautet:

„Es war ein Mann in Genua, namens Kolumbus, ein philosophisch gebildeter und sehr weiser Mann; er legte dem Könige Ferdinand von Neapel seine Gründe vor, daß wegen der über den Ozean in der Richtung vom Westen nach dem Osten kommenden Passatwinde notwendigerweise weiter nach Westen ein Festland sich befinden müsse. Der König Ferdinand sandte ihn auf seine Kosten aus, er ging in die See und entdeckte eine neue Welt, die Novo mondo genannt wurde, das geschah im Jahre 1494 der christlichen Zeitrechnung.“

In dem zweiten Berichte heißt es: „Amerigo, ein tapferer Kriegermann, sammelte Leute um sich, ging in die See, um Beute zu suchen, aber ein heftiger Sturm trieb sie so weit vom Festlande ab, daß der nördliche Polarstern aus ihren Gesichtskreise schwand. (Fortsetzung folgt.)



Die Hagada als Legitimationskarte.

Von Rudolf Feidel, Pfungstadt.

(Schluß.)

„Wie heißen Sie?“ frug er mich. „Albert Halberstadt.“ „Geboren?“ „22. Oktober 1892.“ „Welchen Beruf?“ „Kaufmann.“ „Also, Sie behaupten, daß der Koffer von jenem Herrn Ihnen gestohlen worden sei?“ „Jawohl!“ „Können Sie sich ausweisen? Haben

Sie Papiere?“ „Nein“, erwiderte ich zögernd und bemerkte dabei, wie der Beamte nunmehr mißtrauisch gegen mich geworden war.

Jetzt wandte er sich zum Fremden. „Sie heißen?“ „Anton Helsenrich.“ „Welchen Beruf?“ „Professor der Heilkunde?“

„Geboren?“ und die Frage klang schon respektvoller. „28 März 1868.“ „Können Sie sich ausweisen?“ „Das nicht. Aber vielleicht darf ich den Herrn Wachtmeister darauf aufmerksam machen, daß meine Wäsche gezeichnet ist.“

Der Fremde spielte seine Rolle mit meisterhaftem Geschick; als gewiegter Gauner nannte er sich mit den gleichen Anfangsbuchstaben wie ich. „Sehen Sie, Herr Wachtmeister!“ „Nein!“ rief ich wütend, „Albert Halberstadt, kein anderer Name!“

Der Wachtmeister schwieg. Er sah uns beide an. „Meine Herren“, fing er an, „keiner von Ihnen kann sich richtig ausweisen, keiner von Ihnen hat bis jetzt den Beweis erbringen können, daß der Gegenstand sein Eigentum ist. Deshalb sehe ich mich veranlaßt, beide in Haft zu nehmen, bis sich die Sache geklärt hat.“

Ein Entsetzensschrei entrang sich meinen Rippen. Pessach — der Sederabend — mit Verbrechern, ich weinte wie ein kleines Kind.

„Ruhe!“ donnerte der Beamte. „Wer seine Unschuld beweisen kann, ist vielleicht morgen schon entlassen.“

Mit meiner Selbstbeherrschung war es vorbei. „Erbarmen, ich schwöre, daß der Koffer mein ist, — ich bin kein Dieb, ich bin unschuldig, ich will nach Hause, sonst wird es zu spät!“ schrie ich und sank erschöpft auf den nächsten Stuhl.

„Können Sie sich garnicht ausweisen! Haben Sie nichts da, was einen Ausweis gibt?“ fragte der Beamte mild, „ich weiß wohl“, fuhr er fort, „Ihr Juden feiert morgen eure Ostern, und da wolltet Sie zu Hause sein.“

Ich nickte stumm, — doch gleichzeitig durchzuckte es wie ein Blitz mein Gehirn. Ich sprang auf. „Herr Wachtmeister, ich kann mich ausweisen! Die Hagada, Hagada! Lassen Sie den Koffer öffnen, ich kann mich ausweisen, ich kann mich ausweisen!“

Der Fremde verzog keine Miene, aber er war blaß, er ahnte, daß sein gewagtes Spiel verloren war.

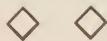
In wenigen Augenblicken lag der Koffer offen da. Mit einem schnellen Griff holte ich die Hagada hervor. „Sehen Sie, Herr Wachtmeister, das Büchlein gebrauchen wir Juden heute Abend; es erzählt uns den Auszug aus Aegypten, — und hier auf der ersten Seite steht: Meinem lieben Bruder Albert Halberstadt zum ewigen Andenken von seiner Schwester Dora Halberstadt.“

Lange blätterte der Beamte in der Hagada, dann gab er sie mir zurück und sprach: „Herr Albert Halberstadt, infolge dieses Ausweises erkläre ich hiermit, daß Sie frei sind.“ „Heim!“ rief er dann, „führen Sie den Anton Helfrich ab!“

Ich war zwischen Lachen und Weinen. Die Hagada, die ich erst so gering geachtet hatte, die ich nicht mitnehmen wollte, hatte mich vor weiterem Herzleid bewahrt, hatte mir geholfen, daß ich meinen Sederabend zu Hause feiern konnte.

*

Es war Sederabend, und ich saß im Kreis meiner Lieben am hellerleuchteten Tisch. Mein jüngster Bruder begann: „Ma nijchtano haleilo hase mikol haleilos, wodurch zeichnet sich diese Nacht von den anderen Nächten aus . . .“ „Daß er im Loch sitzt und ich halte Seder“, murmelte ich unwillkürlich. „Hast Du etwas gesagt, Albert?“ „Nein, Vater!“ Doch mein Vater sah mich mit festem Blicke an. Am nächsten Tage rief er mich nach der Synagoge ins Zimmer. „Höre mal, Albert, dir ist gestern etwas passiert?“ Ich gestand ihm alles und verschwieg nichts. „Dir hat Gott geholfen, Gott schütze Dich!“ „Ja, Gott hat mich geschützt; — doch ich habe mir gelobt, von nun ab das kleinste Gebot ebenso zu ehren, wie das größte.“ Da küßte mich mein Vater, und seine Tränen gaben mir mehr als eine Antwort.



Die beiden Hunde.

Von Toni Kaligar (Graz).

Es war schneeweiß, mit schimmerndem, seidenweichem Fell, schwarzer Nase und ebensolchen Augen. Es hieß Maus und war ein treues Hündchen. Oft saß es den ganzen Tag über bei Frauerl, das krank war und nicht gehen konnte, in der Veranda, drückte das Schnäuzchen an die Scheibe und verfolgte mit den großen, glänzenden Augen die Vorübergehenden.

Es saß ganz still, bis die Kaze kam und vorbeilief, dann bellte es furchtbar, denn die mochte es nicht leiden. War die nicht mehr zu sehen, saß es wieder still, bis der große, gelbe Hund mit dem Milchwägelchen zur Stadt fuhr. Den haßte es auch. Er war ein garstiges aber starkes Tier von gewöhnlichem Aussehen und führte des Morgens die vollen Milchkannen in die Stadt und mittags brachte er sie auf demselben Wege geleert wieder heim. Er zog geduldig und ruhig, während sein Herr daneben ging.

Maus aber mochte dies nicht leiden. Sie hielt diese Beschäftigung für Hunde unwürdig und meinte, sie sei höchstens für einen Gaul genug. Er ließ sie ruhig schimpfen, obwohl sie ihm in ihrer Sprache zurief: „Du Schande des Hundegeslechtes, was tust Du für gemeine Arbeiten? Hast Du denn kein Selbstgefühl, schämst Du Dich nicht, Karren zu ziehen? Das ist Pferdes Arbeit! Schau' mich an, scheinbar tue ich nichts, aber meine Lebensaufgabe ist, mein krankes Frauerl zu zerstreuen und zu erheitern. Ich mache meine Künste vor ihr, bitte schön, hüte, tanze und noch anderes mehr. Dann gebe ich acht, daß kein Feind ihr nahe kommt, mache sie durch mein Gebell aufmerksam, wenn ich einen wittere, und wehe dem, der ihr was tun will. Den packe ich mit meinen scharfen Zäh-

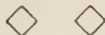
chen und, weil ich sonst zu klein bin, ihm etwas zu tun, rufe ich die Dienerschaft herbei, damit sie ihn hinauswirft. Aber Du, gemeiner Kerl, Du kannst keine Künste, sondern bist nur ein Zughund.“

So und ähnlich keifte sie weiter, bis der Arbeitshund endlich sehr böse wurde und mit rauher, ungeschlachter Stimme rief: „Sei still, Du zuckerfressende, auf Samtpolstern sich streckende Langschläferin! Warum arbeitest Du nicht auch? Laß mich in Ruhe! Ich bin der treue Freund meines Herrn, helfe ihm bei der Arbeit und gebe auch acht, daß ihm nichts geschieht! Dafür teilt er sein hartes Stück Brot mit mir. Warum schiltst du mich immer? Wenn ich dich einmal erwische, so geht's dir schlecht!“

In diesem Augenblicke machte jemand die Tür der Veranda auf und Maus stürmte, aufs höchste erbozt, in den Garten, lief an den Zaun, der eine Lücke hatte. Sie sah, wie ihr Feind langsam und mühselig den beladenen Milchkarren zog, denn er war schon müde. Sie streckte ihr Schnäuzchen durch die Oeffnung und schimpfte noch ärger als früher. Da drehte sich der andere Hund um, kam auch zum Zaun, fletschte dort sein fürchterliches Gebiß und knurrte drohend, aber er konnte Maus nicht fassen, weil der Zaun sie trennte.

Der alte weiße Kabe, der im Garten wohnte, flog auf den höchsten Ast eines Baumes und schrie herunter: „Warum zankt Ihr Euch, Ihr dummen Hunde, laßt Euch gesagt sein, wer seine Pflicht erfüllt, ob leichter oder schwerer, der füllt auch den Platz, auf den er im Leben gestellt ist, getrenlich aus.“

Sprach's, flog davon und ließ die beiden über seine Worte nachdenken.





Baum Uebersetzen.



Regen	מִמֶּטֶר, נָשָׂם	von	מִן, מִי (מִי)
Schnee	שֶׁלֶג	bis	עַד
er fiel	נָפַל	nicht	לֹא
er kam	בָּא	ganz, jeder	כָּל

הַנָּשִׁים נָפַל מִן הַשָּׁמַיִם. הַפָּרִי נָפַל מִן הָעֵץ. הַיֶּלֶד נָפַל
 מִן הַמִּטָּה. הַלֶּחֶם נָפַל מִהַשְּׁלֶחֶן. הָאָב בָּא מִן הַגֶּן. מִי בָא
 מִן הַיְּשָׁדָה? הָעֶבֶד בָּא מִן הַחֲצָר. יָמִים רַבִּים לֹא בָא הַיֶּלֶד
 מִן הַבַּיִת. הָאוֹר בָּא מִן הַשָּׁמֶשׁ. מִגְדוֹל עַד קִטּוֹן, מִדָּל עַד
 עֲשִׂירִי, בָּא כָל אִישׁ.

Die Uebersetzung der hebräischen Aufgabe lautet:

Mein Vater war vor dem Hauseingang. Mein Bruder hörte die Stimme meines Rosses. Wer kam in meinen Garten? Du bist mein Vater und ich bin dein Sohn. Dein Licht ist ein großes Licht. In deinem Garten sind viele Bäume. Mein Pferd ist so stark wie dein Pferd. Dein Stier ist sehr böz. Bin ich nicht dein Knecht? Die Freude meines Bruders war groß. Wer hörte das Wort des Königs? Wie viele Tage sind in diesem Jahre?

Rätselaufösungen aus Nr. 16:

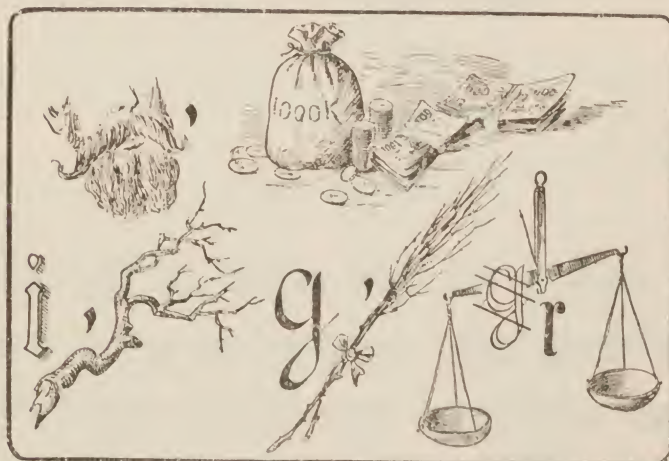
Bilderrätsel:

Lange Schritte machen den Weg kurz.

Hebräisches Silbenrätsel: בֵּן, Nest, זָקֵן der Greis.

Rätsel.

Bilderrätsel:



A. Feder

Hebräisches Silbenrätsel.

Wer es will haben, muß fleißig graben,
Eine Silbe noch, dann kämpft es zu jeder Zeit
Gegen den Feind mit Mut und Tapferkeit.

J. Fried.

Friedrich Ziffer und Frau zeigen an, daß sie die

כר מצוה

ihres Sohnes Erwin am 17. Oktober im großen Tempel zu Wien II., Tempelgasse 3, gefeiert haben. Wir gratulieren!

Briefkasten.

Alb. S. in M. Sie sehen, daß wie Ihre Anregung sofort entsprechen und für die Gebiete wo das Böhmisches Umgangssprache ist, eine Bezugsprämie in dieser Sprache an unsere neu eingetretenen Abonnenten zur Verteilung bringen. Die „Děje židů v Čechách“ ist ein gediegenes Werk von einem Fachmann, dem Rabb. A. Stein, geschrieben. Die Sprache ist fließend und für die Jugend besonders geeignet. Wir hoffen, daß wir Gelegenheit haben werden, dieses gute lezenswerte Buch in hunderten Exemplaren zur Gratisverwendung zu bringen. Bestens grüßend
F. L.

Mor. Eben in J. Gewiß, es kommen im Kriege viele, selbst kleine Dinge vor, die des Aufzeichnens wert sind. Wir sind gerne bereit, solche Begebenheiten zu veröffentlichen und bitten unsere jungen Freunde und Leser die Redaktion darin mit diesbezüglichen schriftlichen Mitteilungen zu unterstützen. Eventuelle Portoauslagen werden gerne ersetzt.

Druck von D. Růž in Prag.

An die löblichen Kultusgemeinden !

Immer häufiger gelangen an uns Zuschriften von Lehrern des Inhaltes, daß, obgleich sie die Notwendigkeit einer jüdischen Zeitschrift einsehen, und „Jung Juda“ ihrer Ueberzeugung nach vollkommen dem Zwecke entspricht, sie trotzdem nicht in der Lage sind, die Zeitschrift zu abonnieren, weil ihre Einkünfte nicht hoch bemessen sind und sie ihre Ausgaben so viel als nur möglich einschränken müssen.

Da aber unsere Zeitschrift speziell für die die Schule besuchende jüdische Jugend berechnet ist, so müssen wir alle die Schule beeinflussende Faktoren für unsere Sache gewinnen. Die erste in dieser Beziehung sind die Kultusgemeinden beziehungsweise ihre Vorstände, die für den Religionsunterricht zu sorgen haben und alles vornehmen sollten, was diesen Unterricht fördert. Wir erfüllen nur unsere seit dem Bestande dieser Zeitschrift übernommene Pflicht, wenn wir uns hiemit an die löblichen isr. Kultusgemeinden mit dem Ersuchen wenden, unsere Zeitschrift zu abonnieren und der Jugend, die in ihrem Wirkungskreise lebt, zugänglich zu machen, oder dem dort angestellten Lehrer die für diesen Zweck nötige Auslage, die im Grunde genommen kaum der Rede wert ist, zur Verfügung zu stellen. Erst in allerletzter Linie machen wir darauf aufmerksam, daß es eine der vornehmsten Aufgaben der Kultusgemeinden ist, alles Jüdische zu fördern, besonders die Ausbildung der Jugend in Bezug auf die Kenntnis des Judentums wohl zu beachten. Da aber unsere Zeitschrift anerkanntermaßen diese Ausbildung wesentlich ergänzt, so glauben wir das Recht zu haben, das Ersuchen zu stellen, daß alle Kultusgemeinden, welche es bisher nicht getan haben, unsere Zeitschrift abonnieren. Zumal sie die einzige deutsch geschriebene, jüdische Jugendschrift auf dem Kontinente ist. Wir finden eben jetzt, wo die Schulen eröffnet wurden, den Augenblick günstig, um die Aufmerksamkeit auf unsere Zeitschrift zu lenken und ihr Eindringen in noch weitere Kreise als bisher zu bewerkstelligen. Wir bitten dem Vorstehenden volle Aufmerksamkeit seitens der Herren Mitglieder der Kultusgemeinden zu widmen.

